

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Reinhold Messner

Wild

oder Der letzte Trip auf Erden

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

POINT WILD

Wohin, frage ich mich, ist unser Vertrauen entschwunden? Das Vertrauen in Führungspersönlichkeiten, in die Richtigkeit von Nachrichten, ja, warum nicht: auch das Gottvertrauen, das die Menschen einst aufrecht hielt, selbst dann, wenn alles verloren schien.

»We are lost, we all will die, if Wild doesn't keep our spirit high«, lese ich eine Nachricht, geritzt in den überhängenden Fels einer Höhle. Hat der Expeditionsfotograf Frank Hurley sie hinterlassen, im Jahr 1916, als alle Hoffnung, in die Zivilisation zurückzukehren, gleich null war – so wie die Lesbarkeit der Zeilen darunter?

Ich stehe an jenem Point Wild auf Elephant Island, an dem hundert Jahre zuvor zwei umgedrehte Boote gelegen haben und 22 gestrandete Männer unter Führung von Frank Wild auf Rettung warteten. Vier Monate lang. Der Raum jetzt aufgesogen vom Nebel, der Boden glitschig; abgerundete Steintrümmer zu meinen Füßen. Meine Atemgeräusche verschluckt von der Brandung, das Dröhnen des Windes in den Ohren, glaube ich, das Gemurmel der Männer von damals zu hören. Ein Zittern geht durch meinen

Körper. Beruhige dich, sage ich zu mir selbst und wie zum Trost: Sie sind alle gerettet worden.

Die Story, dass der große Abenteurer Ernest Shackleton ihr alleiniger Retter gewesen sei, hätte sich verfestigen können, weil seine Überfahrt nach Südgeorgien, um Hilfe zu holen, aufregender klang als das Ausharren der Zurückgelassenen auf Elephant Island. Ich aber weiß, dass Ausharren schlimmer ist, als etwas zu tun. Weil Ängste beim Handeln schrumpfen, beim Abwarten aber sich steigern. Nur weil die Mannschaft Frank Wild vertraute, konnte er sie am Leben halten.

Das Verlorensein am Ende der Welt ist mit den modernen Kommunikationsmitteln mehr und mehr aus unserem Bewusstsein verschwunden – so wie das Selbstbild von Führungspersönlichkeiten, das sich aus dem Vertrauen der Anvertrauten speist.

Wie ist es, noch im Zustand der Verzweiflung Haltung zu bewahren, das Vertrauen seiner Leute hochzuhalten, zu führen bis in Todesnähe? Niemand hat es klarer vorgelebt als Frank Wild. Bei fünf Expeditionen in die Antarktis ist er dabei gewesen, zehn Jahre hat er auf dem Eis verbracht: »Es war die glücklichste Zeit meines Lebens«, sagte er später. Im Winter 1916 hat er auf Elephant Island ein Wunder vollbracht. Weil er für alle seine Leute da war, fühlten sich alle besser.

Diese Trostlosigkeit! Schwarze, glitschige Felsen



Point Wild

unter meinen Füßen, glattgeschliffen vom Salzwasser, das seit Jahrmillionen darüberspült; Nebel über der ölig dunklen See, dazu das ständige Klatschen der Wellen. Kaum Sicht. Das Schlauchboot, das Caroline und mich ausgesetzt hat, dümpelt bei einem zimmergroßen Eisblock, den die Flut ein paar Stunden zuvor angespült haben mag: vom Meerwasser zum Kunstwerk geformt. Es ist Ende Februar.

Unser Schiff, die Bremen, in einer amerikanischen Sondermission im Südpolarmeer unterwegs, darf wegen des starken Seegangs nicht verlassen werden. Nur Caroline Alexander, die mit »Die Endurance – Shackletons legendäre Expedition in die Antarktis« ein Buch über das »großartigste Abenteuer der

Menschheitsgeschichte« geschrieben hat, und ich sind im Schlauchboot nach Point Wild gebracht worden. Wir wollen die Stelle aufsuchen, wo hundert Jahre zuvor die 22 Männer auf Rettung gehofft haben.

»Wie«, frage ich Caroline, »haben Shackletons Männer diese Hölle überlebt?«

»Sie haben durchgehalten, weil Wild ihr Vertrauen aufrecht hielt. Bis zuletzt.«

»Mit einem Trick?«

»Ja, er gab den Stellvertreter, den Boss gab es ja wirklich: Shackleton. Der aber weiß Gott wo war.«

»Aber die Zurückgebliebenen konnten sich nicht sicher sein, dass Shackleton noch am Leben ist.«

»›Leute‹, soll Wild immer wieder gesagt haben, ›unser Boss holt uns hier raus.««

»Ja. So retteten die beiden ihre Männer.«

Wie, fragen wir uns, hat es Wild geschafft, das Vertrauen seiner Leute in ihre Rettung aufrechtzuerhalten? Durch die schwierigste Jahreszeit hindurch, am desolatesten Ort der Welt: das eigentliche Expeditionsziel – die Antarktis-Durchquerung – längst aufgegeben, das Schiff verloren, Shackleton auf der Suche nach Hilfe 1500 Kilometer über den Ozean unterwegs und verschollen. Der »schlimmste Trip auf Erden«, wie Shackleton seine Endurance-Mission später genannt hat, war zum Albtraum geworden. Vier Monate Hunger, Hoffnungslosigkeit, Kälte und Finsternis für die auf der Insel Zurückgebliebenen –

allein die Vorstellung dieser Situation ist schwer zu ertragen. Caroline und ich umarmen uns. Als wäre das Mitgefühl für diese Männer, die alle längst tot sind, nur geteilt zu ertragen.

Shackletons Überfahrt von Point Wild nach Süd-georgien in einem winzigen Rettungsboot, der James Caird, und sein anschließender Marsch über die Berge Südgeorgiens bis zum ersten bewohnten Ort speist bis heute das Pathos von der Notgemeinschaft, die überlebt. Die Stelle aber, an der ich jetzt auf Elephant Island stehe, dieser Ort als Tatsache, als Archiv der Hoffnung, die Wild mit Shackleton verband, erzählt eine andere Geschichte. Wir wissen heute alles über Shackletons Rettung bringende Überfahrt. Wild wusste damals nichts. Dieses Nichts füllte Wild mit Vertrauen.

Nur unter Tränen ist mir die Vorstellung möglich, wie es gewesen sein mag. Wie schwierig für Wild, nie zu verzagen, Entscheidungen zu treffen, selbst Vertrauen zu zeigen. Achtundzwanzig Männer waren durch die Hölle gegangen, ehe sie Elephant Island erreichten. Während der Monate auf dem Eis und der Tage in den Rettungsbooten, die folgten, galt das Wort Shackletons. Als 22 von ihnen ohne ihren Boss zurückbleiben, ist es Wild, der für Vertrauen und Sicherheit sorgt. Soweit er seiner Sache sicher sein kann. Dass sie alle sterben würden, ist das Wahrscheinlichste. Wild aber bleibt heiter, oft fröhlich. Er

lässt sich nicht nervös machen, reagiert in Notfällen schnell. Den ganzen Winter über liegen die Männer in ihrer alten Kleidung unter ihren umgedrehten Rettungsbooten: ungewaschen, verrußt, triefend von Tran.

In der Zivilisation werden Menschen an Oberflächlichkeiten gemessen – auch weil es so viel Ablenkung und so wenig Zeit gibt. In der Wildnis – Abwesenheit von anderen Menschen und das Fehlen jeder Art von Zivilisation vorausgesetzt – ist Vertrauen eine Sache des Instinkts. Wild hielt es hoch. Bis zuletzt.

Es war zum Verzweifeln: Zuerst die lange Zeit des Wartens, dann die innere Leere, das Nichts. Der Rest des Winters eine anhaltende Verdunkelung, in der



man sich dem Wahnsinn näherte. Nicht vorstellbar das Gefühl von Isolation: in einer Welt ohne Radio, ohne Telefon, jeder Einzelne auf den eigenen Körper zurückgeworfen, das gemeinsame Vertrauen auf Rettung längst aufgebraucht.

Ich wende mich von der glitschigen Felszunge am Kap Wild ab und schaue über das schwarze Wasser unter einem trüben Himmel. Das Wissen, dass die Männer damals nicht rebelliert haben, dass ihr Widerwille gegen Robbenfett, Kälte, die Enge ihrer Behausung nicht in einem Massaker endete, tröstet mich. Wieder stelle ich mir Frank Wild vor: Wie dieser Mann ohne Stolz und voller Würde herumsteht – immer er selbst. So hat er 21 Mann – hilflos und verzweifelt, wie Menschen nur sein können – 117 Tage lang am Leben gehalten. So haben seine Ausstrahlung, seine Selbstmächtigkeit, die Summe seiner Erfahrung und die Anerkennung, die ihm seine Männer schenkten, sie Tag für Tag am Leben gehalten.

Als Caroline und ich ins Schlauchboot steigen, um auf die Bremen zurückzukehren, versuche ich immer noch, den Zustand von Wilds Männern nachzuempfinden: Sie gaben ihm alles, was sie an Vertrauen aufbrachten, um ihm vertrauen zu können. Auf groteske Weise in ein selbstgewähltes Gefängnis geworfen, folgten sie dem kleinen, glatzköpfigen Mann, der ständig Pfeife rauchte, auch dann noch, als ihnen scheinbar keine Hoffnung mehr blieb.

Was ist es, was die Überlebensfähigkeit einer Gruppe von Menschen unter schwierigsten Umständen ausmacht? »Fotografieren konnte ich unseren Zustand nicht«, schreibt der Fotograf Frank Hurley später. »Wild aber summierte unsere mentalen Kräfte zur Überlebensstrategie.«

Jahre später bin ich wieder an Point Wild – diesmal bei gutem Wetter und zusammen mit meinen Töchtern Anna und Magdalena. Ich kann mir Frank Wilds Überlebenskunst noch immer nicht erklären. Also will ich seine Lebensgeschichte erzählen.